

Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Schriftleiter: J. B.: J. Etienne-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 25

Wiesbaden, den 21. September 1919

37. Jahrgang

Kirchl. Wochentalender

Sonntag, 21. Septbr.:	Matthäus
Montag, 22. Septbr.:	Mauritius
Dienstag, 23. Septbr.:	Thekla
Mittwoch, 24. Septbr.:	Maria de M.
Donnerstag, 25. Sept.:	Maternus
Freitag, 26. Septbr.:	Ritus
Sonntag, 27. Septbr.:	Rosmas

Fünftehnter Sonntag nach Pfingsten.

In jener Zeit kam Jesus in eine Stadt, welche Naim hieß: und es gingen mit ihm seine Jünger und viel Volk. Als er aber nahe an das Stadttor kam, siehe da trug man einen Toten heraus, den einzigen Sohn seiner Mutter, die Witwe war; und viel Volk aus der Stadt ging mit ihr. Da nun der Herr sie sah, ward er von Mitleiden über sie gerührt und sprach zu ihr: Weine nicht! Und er

Evangelium des hl. Lukas 7, 11—16

trat hinzu und rührte die Bahre an (die Träger aber standen still). Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, steh auf! Da richtete sich der Tote auf und fing zu reden an. Und er gab ihn seiner Mutter. Es ergriff sie aber alle eine Furcht, und sie lobten Gott und sprachen: Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden und Gott hat sein Volk heimgesucht.

Zum Besten der Jugend

(Fortsetzung.)

1. Der zweite weibliche Orden, der sich die Erziehung der Jugend zum Ziele gesetzt hatte, ist der Orden der Ursulinerinnen. Die Stifterin, die hl. Angela Merici, geboren zu Desenzano am Gardasee. Sie sammelte fromme Jungfrauen um sich, um mit ihnen der Selbstheiligung und der Ausübung der Werke der Nächstenliebe obzuliegen. Die einzelnen Mitglieder dieses Vereins wohnten in ihren Häusern, die sie nur verließen, um Arme und Kranke zu besuchen und die Jugend zu unterrichten. Die hl. Ursula wurde zur Patronin gewählt. Davon nannten sie sich Ursulinerinnen. 1544 erhielten sie die päpstliche Bestätigung. Angela starb 1540. Ein besonderer Freund der Genossenschaft war der hl. Karl Borromäus. 1612 wurde die Genossenschaft zu einem eigentlichen Orden erhoben und bestimmt, daß zu den drei üblichen Gelübden das vierte hinzukomme, sich dem Unterrichte der weiblichen Jugend zu weihen. Der Orden breitete sich in vielen Ländern aus. Auch in unserer Diözese haben wir drei Niederlassungen, in Frankfurt, Geisenheim und Königstein. An allen drei Orten leiten sie blühende höhere Schulen für Mädchen. Neuerdings haben Ursulinerinnen in Boppard am Rhein das ehemalige adelige Damenstift Marienberg, das bis dahin seit der Säkularisation eine Kaltwasserheilanstalt war, angekauft und betreiben in den weiten Räumen des prachtvoll gegen den Berg hin liegenden, über 300 Zimmer zählenden Klosters eine landwirtschaftliche Frauenschule, während das bisher schon dort bestehende Kloster, hart am Rhein gelegen, ein Lyzeum unterhält. Die Gesamtzahl der in Deutschland und Oesterreich weit verbreiteten Ordensschwesteren beträgt zur Zeit etwa 7000.

2. Dieselben Ziele, wie die Ursulinerinnen, verfolgten die Englischen Fräulein. Ihre Stifterin ist die Engländerin Maria Ward. Diese hatte im Jahre 1609 in Belgien einen weiblichen Konvent gegründet, dem bald ähnliche in Trier, Köln, München und anderswo nachfolgten. Bald sah sich der Klerus veranlaßt, Klagen gegen die Schwestern zu erheben, da diese bei ihren Gründungen eigenmächtig vorgingen. Auch der Wiener Fürstbischof Kardinal Klesl mußte über eigenmächtiges Vorgehen dieser Frauen sich beklagen. Die Kurie wurde darauf von Rom angewiesen, ihre Häuser zu schließen, was in Belgien und Köln 1629 geschah. In Trier dagegen leistete eine gewisse Cambiani, die von Maria

Ward zur Visitation beauftragt war, der Auflösung Widerstand. Um Vergernisse zu vermeiden, verschob der Nuntius die Auflösung. Der Papst ließ die beiden, Ward und Cambiani, zur Verantwortung nach Rom kommen. Sie wurden mild behandelt. Die Untersuchung ergab, daß ihr Ungehorsam nicht aus Bosheit und Vorbedacht entsprungen und ihr Betragen gut war. 1637 durfte Maria Ward nach Vöhrich zurückkehren. Sie begab sich nachher nach England und starb 1645. In Belgien, England und Deutschland bestanden ungeachtet des Verbotes Häuser der Englischen Fräulein fort. In München bildeten die Mitglieder des aufgehobenen Instituts mit anderen Genossinnen das „Institut Mariä“, setzten ihre Tätigkeit unter der Oberleitung des Bischofs von Freising fort und verbreiteten sich auch in anderen Gegenden. An Papst Innozenz XII. gelangten in der Folge Gesuche geistlicher und weltlicher Fürsten Deutschlands, die sich derselben warm annahmen. Die Kongregation des Konzils beauftragte den Kardinal Leonard Colloredo mit der Revision der eingereichten Statuten, die dann endlich 1703 genehmigt wurden. 1749 erhielt die Kongregation die päpstliche Approbation. Es wurde verlangt, die Englischen Fräulein dürften nicht die Maria Ward als Stifterin und Mutter ansehen, noch sie als eine Heilige verehren, weiter sollen sie sich nicht dem Gehorsam der Diözesanbischöfe entziehen, ebenso dürfe der Gehorsam gegen die Generaloberin nicht den Gehorsam gegen den Bischof beeinträchtigen. Mit diesen neuen Statuten hat sich die Kongregation rasch entwickelt.

Die Englischen Fräulein sind in Deutschland und Oesterreich weit verbreitet. Ihren Schulen vertrauen unsere katholischen Eltern mit Vorliebe ihre Töchter an. In Nymphenburg-München haben sie ein weites großes umfangreiches Kloster, das auch für die Missionen, namentlich nach Vorderindien, Kräfte abgibt, die dort in den Schulen für die Kinder der Eingeborenen und Kolonisten Christliches lehren. Auch in unserer Diözese bestehen zwei Niederlassungen der Englischen Fräulein, zu Wiesbaden und zu Domburg v. d. D. Ihre von den besten Kräften geleiteten Schulen erfreuen sich gesteigerter Beliebtheit und sind stark besucht.

3. Dierher gehören noch einige kleinere Kongregationen, deren Gründung derselben Periode angehören, die aber nur einen kleineren Wirkungsbereich besaßen und fast alle nach Frank-

reich fallen. Ebenfalls in Frankreich entstanden sind die Schulbrüder, die aber doch über ihr Heimatland hinaus Bedeutung erlangten. Ihr Gründer ist Johann Baptist de la Salle, Kanonikus in Reims, gestorben 1719, heilig gesprochen 1900. Er nahm sich der armen verwaisten Kinder an und fand bald Gefinnungsgenossen, die sich zu einer religiösen Genossenschaft vereinigten. Die Mitglieder sind Laien und legen nur die einfachen Gelübde ab. Sie befaßten sich mit Unterricht der Knaben, besonders der arbeitenden Klasse. Paris ward der Mittelpunkt und der Sitz des Generalsuperiors. Nach dem Vorbilde der Schulbrüder des hl. de la Salle sind in der Folgezeit ebenfalls in Frankreich weitere Kongregationen entstanden, die mit dem gemeinsamen Namen Schulbrüder belegt werden und in mehr oder weniger ausgeprägter Art die Ziele des heiligen Vorbildes de la Salle verwirklichen. Diese Schulbrüder hatten wir sogar in Barmen. In Koblenz bestand eine blühende Anstalt der Schulbrüder, ebenso in Mainz, die aber durch den Kulturkampf aufgehoben wurden. In Mainz blieben auch nach der Aufhebung die Brüder auf ihrem Posten, aber in weltlichem Gewande. Erst vor etwa zehn Jahren gingen die letzten Schulbrüder fort, da die Anstalt von der Diözese übernommen wurde. Ob jetzt im freien Deutschland wieder ein Platz für sie sein wird? Die neueste Nachricht von den Schulbrüdern ist die, daß jene Schulbrüder deutscher Abstammung, die in lothringischen Klöstern ansässig waren, aber nunmehr aus Elsaß-Lothringen ausgewiesen wurden, ein neues Heim in der Diözese Limburg gefunden haben, nämlich in Waldbornbach. Zur Zeit befindet sich eine größere Anzahl von ihnen am Lehrerseminar zu Boppard, wo sie sich auf das Abgeschlußexamen vorbereiten.

Die hl. Thekla

25. September.

Sie lebte zur Zeit, da der hl. Paulus durch Kleinasien zog und Christus den Gekreuzigten predigte. Kaum hatte sie die Lehre Jesu vom Apostel vernommen, als sie alles drangab, um dem Herrn anzuhängen. Sie war mit einem reichen, höchst ehrenwerten jungen Manne verlobt, aber auch ihn verließ sie. Eltern und Verwandte boten alles auf, ihren

Entschluß rückgängig zu machen. Da floh sie aus der Heimat. Allein ihr Bräutigam holte sie wieder ein, und als sie standhaft seine Bitten abwies, zeigte er sie als Christin an. Sie wurde verurteilt, den wilden Tieren vor- geworfen zu werden. Der hl. Ambrosius be- schreibt ihr Martyrium folgendermaßen: Thella zeigte, wie man sich opfern müsse. Sie hat, das hochzeitliche Band fliehend, durch die Wut des Verlobten verurteilt, selbst der wilden Tiere Natur durch die Ehrfurcht vor der Jungfrau- schaft umgeben anbellt. Da konnte man den Löwen sehen, wie er sich zu Boden warf, ihr die Füße leckte und dadurch gleichsam bekante, daß er den geweihten Leib der Jungfrau nicht verletzen könne. Das wilde Tier verehrte seine Beute und der eignen Natur vergessend, nahm es die Menschlichkeit an, die die Menschen aufgegeben hatten. Nachdem der Tod durch die Zähne des Löwen verurteilt hatte, schickte der Richter die heilige Jungfrau auf den Scheiterhaufen. Allein Thella entstieg unver- sehrt den Flammen und entging mit der Hilfe Gottes den ferneren Verfolgungen.

Es steht nicht fest, ob sie später einem gewaltsamen Tod zum Opfer fiel. Doch wird sie wegen der um Christi willen erlittenen Marter als Martyrin verehrt. In Selesia ist ihr Grab.

Wer Christum den Herrn und seine heilige Lehre geliebt und sich ihr mit ganzer Seele hingegeben hat, den gelüftet nicht mehr nach der Welt und ihrem Scheinglück.

„Ja, ich halte auch alles für Schaden wegen der alles übertreffenden Erkenntnis Jesu Christi, meines Herrn, um dessentwillen ich auf alles verzichtet habe, und es für Not erachte, damit ich Christum gewinne.“ (St. Paulus.)

„Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber seine Seele dabei einbüßt.“ (Worte Jesu.)

Katholiken, Augen auf!

Sin und wieder üben Katholiken und Zen- trumsanhänger in liberalen Zeitungen Kritik an den Einrichtungen ihrer Kirche bezw. an der Stellungnahme ihrer Partei zu gewissen Tages- fragen. Das war schon öfter in Wiesbaden der Fall, das ist auch anderwärts so. Die „Kölnische Zeitung“ scheint sich, wie man dem „Mainzer Journal“ schreibt, in letzter Zeit „in ganz besonderer Weise“ des Zentrums anzu- nehmen. So bringt sie in einem Artikel, betitelt „Die Politik der Zentrumsparthei“, die Aufschrift eines Briefes, „Zentrumsangehörigen“, der an der Politik des Zentrums heftige Kritik ist. Es ist schon recht verdächtig, wenn „Zentrums- angehörige“ in gegnerischen Blättern an ihrer eigenen Partei zerschende Kritik üben; wer die Politik des Zentrums mißbilligt, möge inner- halb seiner Partei seine Meinung äußern. Ein besonders bezeichnendes Licht aber werfen auf den Briefsteller „Zentrumsangehörigen“, bei dem die „Kölnische Zeitung“ zu beachten bittet, daß er wirklich „Anhänger des Zentrums“ ist, fol- gende Sätze in dem betreffenden Artikel, die gewissermaßen sein politisches Glaubensbe- kenntnis darstellen: Indessen wird letzten Endes in der Politik niemals die Religion ausschlaggebend sein (!). Religion hat nun einmal grundsätzlich mit der Politik nichts zu tun.

Dieser unglaublich rückständige Standpunkt wird von einem Manne vertreten, der Katholik sein will und sich mit Stolz als Akademiker bezeichnet. Jeder vernünftig denkende Mensch, auch wenn er nicht akademisch gebildet ist, wird sofort die Unfähigkeit der von dem Brief- steller „Zentrumsangehörigen“ aufgestellten Be- hauptungen einsehen. Was sagt doch August Wöhring in „Religion in Salon und Welt“ ein- mal zu dieser Sache? „Merkwürdigerweise ver- langen gewisse Leute, daß man seine Religion nicht in die Politik hineinbringen solle. Das heißt dann wohl in den allermeisten Fällen nichts anderes als dieses: In deinem Privat- leben magst du immerhin eine Anzahl von Wahrheiten für erwiesen und eine Reihe von

Sittenvorschriften für bindend erachten, als Mann der Dessenlichkeit dagegen mußt du deine Grundsätze verleugnen oder doch zum alten Eisen werfen. Daß solche Forderung un- vernünftig ist, das läßt sich unschwer einsehen. Ist jemand ein überzeugter und ge- wisshafter Christ, so kann er es nicht nur in der Kirche oder inner- halb seiner vier Wände sein. Er wird vielmehr in der Schule, im Gerichtssaal, im Parlament, in der Gesellschaft, im Be- ruf leben ein Jünger seines göttlichen Mei- sters bleiben müssen. Sonst wäre sein Christen- tum eine leere Phrase und sein Glaube eine Täuschung.“

Ja, so ist's; und nur ein lauer Katholik, bei dem eben Religion lästige Nebensache ist, kann noch zu der Behauptung kommen, man könne Christus und der Welt zugleich dienen. Ent- weder — oder! Ein drittes gibt es nicht! — Offenbar ist es dem Artikelschreiber der „Kölnischen Zeitung“ vor allen Dingen darum zu tun, Stimmung für die „Deutsche Volks- partei“ zu machen, er empfiehlt den „Katho- liken von Bildung und Besitz“ diese Partei, die

Rote Blumen *

Blumen rot, Blumen rot,
Leuchten über Grab und Tod!
Da, wo Deutschlands Helden rangen,
Wo der Tod sie hat umfassen,
Blühen Blumen, rot wie Blut.

Kriegerslos, Kriegerslos,
Ruht in fremder Erde Schoß!
Liebe kann sein Grab nicht pflegen,
Kann nicht Kränze niederlegen,
Aber Blumen blühen rot.

Mütterlein, Mütterlein,
Stell dein heißes Weinen ein!
Wo dein Sohn sein Blut vergossen,
Leuchtend rote Blumen sprossen,
Unter Blumen schläft sich's wohl.

Darum gut, darum gut,
Schlaft und ruht in Gottes Hut!
Rote Blumen seh' ich blühen,
Hellen Flammen gleich sie glühen:
Rote Blumen, Rotes Blut ...

Franta Demuth (Köln).

*) Die Ze. Augen wandten kürzlich die für Kriege- dinstverlebene tröstliche Nachricht, daß die ehemaligen Soldaten im Westen wüthend von roten Blumen überdeckt seien. Diese Ze. hat die Anregung zu vorstehendem Gedicht gegeben.

Jetzt infolge des „Versagens“ der Zentrums- politik für die meisten von ihnen in Betracht käme. Man weiß nicht, ob man mehr die Küh- heit des Artikelschreibers oder seine Unkennt- nis in politischen Dingen bewundern soll. Die Deutsche Volkspartei, die Nachfolgerin der Na- tionalliberalen, als Aufwachtsstätte für Katho- liken, daß Gott erbarm! In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts haben wir Katholiken im unseligen Kulturkampf gerade genug erfahren, was von den Nationalliberalen zu halten ist. Und hat in unseren Tagen die „Kölnische Zeitung“, das Organ der Deutschen Volkspartei, nicht wiederum das Feuer konfes- sioneller Leidenschaft geschürt und den Rom- haß von neuem entfesselt?

Gebete

Die Jugend ist nicht da,
Sich selber zu genügen,
Es ließe denn die Blüten
Um ihre Frucht betriegen.

Prof. Roth.

Merkworte

Der hl. Bernhard tat folgenden beherzigens- werten Ausspruch: „Die mit Reichtigkeit ent- schiedenden Worte fließen reichend schnell da- hin, aber einmal entschwinden versehen sie in ihrer unaufhaltbaren Fluge sehr gefährliche und tiefe Wunden; leicht finden sie Eingang, schwer den Rückgang, und wenn es wahr ist, wie man auch unmöglich bezweifeln kann, daß die Ungerechtigkeit so lange fortbesteht, bis sie hinreichend wieder gehoben ist, und die durch ihre Nachrede zugefügte Ungerechtigkeit am schwersten gehoben werden kann, wie müssen dann der Uebelnachredende und der Verleum- der zittern?“

„Die Zunge ist eingeschlossen“, sagt der hl. Chrysostomus, „und wie in ein Gefängnis gelegt; denn der Schöpfer hat sie wie mit zwei Mauern umgeben und verwahrt, näm- lich mit den Zähnen — wie mit einem bleiernen Walle, mit den fest schließbaren Lippen, wäh- rend alle übrigen Sinne offen sind. Gab uns der Schöpfer nicht einen deutlichen Wink, wie gefährlich die Zunge und wie sie sorgsam zu bewachen sei?“

Wie der Nordwind den Regen vertreibt, so vertreibt ein saures Gesicht die verleum- derische Zunge.“ Hierzu gibt der heilige Hiero- nymus diese Erklärung: „Wenn du den Ver- leumder mit heiterem Gesicht anhörst, so gibst du ihm Anregung zum Verleumben; wenn du aber ein saures Gesicht machst, so wird er das nicht mehr gerne sagen, wovon er sieht, daß du es nicht gerne anhörst.“

Fränzchen

Ein Bild nach dem Leben gezeichnet von Wilhelm Kilib.

In der alten Stadt Nürnberg, die nicht nur durch ihre Spielwaren in ganz Europa bekannt und berühmt ist, sondern die uns auch noch so recht in die „gute alte Zeit“ versetzt, wo die Leute patriarchalisch-einfach lebten, von Gemüthsruhe und Schwindel, Wech- seln und Ältern nichts kannten, wohnte vor etwa dreißig Jahren in einem schmalen Gäß- chen ein braves Ehepaar, das sich recht und schlicht durch die Welt schlug. Der Mann war ein Schneider, der eine große Schere, eine große Dornbrille auf der Nase und große Sorgen auf dem Herzen hatte; denn der liebe Gott hatte diese Ehe mit vier gesunden Mäd- chen und einem Knaben gesegnet, der in der heiligen Taufe den Namen Franz erhalten hatte. Die Familie Schmidt war auch noch ein Rest der guten, alten Zeit, wo Fleiß und Religion, Sparsamkeit und Sittlichkeit treu Hand in Hand gingen, und sie dachte auch so recht in den Rahmen der alten Stadt, mit ihren hohen Giebeln, den schmalen Fen- stern, den Satteldächern und den engen Gassen. Die Neuzeit hat zwar auch an Nürnberg mit Lasterartenartigen Bamentbauten, großen Wie- gelscheiben und Schnörkeleien herumgeleckt, aber im Herzen hat sie doch den früheren Charakter treu bewahrt. Sie ist ein Schmutz- lächer in ihrer Art und lacht mit ihren alten, kräftigen Bauten, mit den Weiserfahnen und Erkern, den Buhenscheiben und Sprüchlein auf den Giebeln jedem ins Herz hinein, der sich aus dem Hasten und Jagen, dem Gewühl und Geschrei, der Freivolität und Blasiertheit einer Großstadt in ihren traumlich-anheimeln- den Dörfern rettet. Die modernen Menschen, angekränkt von dem Geiste der Neuzeit, klan- den ohne Konzerte und Theater, ohne Som- merreisen und Modeschneidereien nicht leben zu können, und daß dies doch nicht gut mög- lich ist, beweist uns der alte kräftige Men- schenschlag in Nürnberg, der ohne all diesen Luxusfrum ganz gut fertig wird und zusie- den dabei lebt.

Die Familie Schmidt bewohnte das dritte Stockwerk eines hohen Hauses, und wenn der Vater auf seinem Schneidertische saß und lustig ein Liedchen pfiff, oder aus der Stummel- pfeife rauchte, dann konnte er herablassend auf die ganze Umgebung schauen und die

zahlreichen Tärme der Stadt als Hebe bekannte begrüßen. Von morgens früh bis abends spät war er mit Schere und Radel tätig, d. h. zuerst ging er mit seiner Frau in die Zuckmühle, und wenn er dann einige Tassen Kaffee getrunken hatte, ging's an die Arbeit. In der Wohnstube, die zugleich als Arbeitsstube diente, sah es recht nett und sauber aus. Daß die Leute nicht reich waren, erkannte man auf den ersten Blick, denn die Möbel waren einfach, aber alles war so sauber und reinlich, daß man von den weißen Wänden des Fußbodens hätte essen können. Die gekleideten Gardinen an den Fenstern, die weiße Spreite auf der Kommode, die blanken kupfernen Leuchter in einem gläsernen Gittergitter — alles verriet die fleißige und ordnende Hand der Hausfrau, die kein Stäubchen auf irgend einem Stück Möbel leiden konnte. Die Bilder an den Wänden und das Kreuzifix auf der Kommode saßen auch auf den ersten Blick, daß man sich in einer gut katholischen Familie befand, und in diesem Geiste waren auch die Kinder erzogen worden. Der Fleiß des Vaters wurde durch die Sparsamkeit der Mutter, die jeden Groschen dreimal in der Hand herumbrehte, ehe sie ihn ausgab, bestens unterstützt, und so kam es, daß die Leute, trotz des geringen Verdienstes, ohne Schulden lebten und sich auch noch ein kleines Säumchen ersparten, welches für unvorhergesehene Fälle dienen sollte.

Franz war das jüngste Kind und, wie gesagt, der einzige Knabe, gegen welchen die Mädchen eigentlich gar nichts zu bedeuten hatten. Fränzchen hinten, Fränzchen vorne, und es versteht sich von selbst, daß Fränzchen der Hahn im Korb war. Als der Hahn zur Welt kam, jubelte der Vater hell auf und trank vor Freude einen Krug Bier extra. Fränzchen war der eigentliche Mittelpunkt der Familie, um den sich alles drehte; wenn er lachte, lachten alle mit; wenn er weinte und Grimassen schmitt, zitterten die Eltern, und die vier Mädchen brühten sich heimlich in eine Ecke, gerade als ob sie Schuld daran seien, daß das kleine Kerlchen Jannchen oder Leischmerzen hatte, und als er anfang zu plaudern, war jedes Wort ein Spruch der Weisheit, und der Vater meinte, die ältesten Leute könnten sich nicht erinnern, daß ein so geistreiches Kind je gelebt habe. Jeder Mensch, auch der beste, hat seine Schwächen, und die Schwäche der sonst so braven und vernünftigen Familie Schmidt war die übertriebene Liebe zu ihrem einzigen Söhnchen Franz, den die Nachbarn, Vaten und Mähmen heimlich ein „Schreckenskind“ nannten, denn laut hätten sie dies nicht zu sagen gewagt. Daß der kleine Butzke unter solchen Umständen verhätselt und verzärtelt wurde, kann uns nicht wundernehmen, denn so stramm die vier Mädchen auch erzogen wurden — dem Bräutchen wurde jeder Wille gelassen, jeder seiner Wünsche war ein Befehl, und so kam es denn, daß er die ganze Familie tyrannisierte und alle in blinder Affenliebe nach seiner Pfeife tanzten. Die Schwestern schlugen sich fast drum, welche von ihnen die Ehre habe, das Fränzchen tragen zu dürfen; die Mutter kaufte ihm die schönsten Kleidchen und der Vater Spielsachen, wie die Mädchen solche nie zu sehen bekamen. Den Mädchen hatte die Mutter Puppen aus Lappen, die durchs Scherenloch gefallen waren, zusammengedreht — der Junge aber bekam Trommeln und Pferdchen, die mit Fell überzogen waren. Das Kind merkte sehr bald, welche Stellung es einnahm, daß seine Unarten nicht oder doch nicht nach Gebühr bestraft wurden, und es machte von diesem Vorrecht den ausgiebigsten Gebrauch. Die menschliche Natur ist ja infolge der Erbsünde von Grund aus keine edle und gute; nur eine strenge und richtige Erziehung kann sie in die richtigen Bahnen lenken und jene Tugenden wecken, welche wir an frommen und guten, reinen und selbstlosen, pflichttreuen und opferwilligen Menschen bewundern.

Fränzchen gedieh gut, denn er war körperlich ein gesundes Kind und geistig auch beunlagt. Die Anforderungen, welche die

Schule an ihn stellte, machten ihm wenig Schwierigkeiten, und eines Tages meinte der Schneider zu seiner Frau: „Wie wäre es, wenn wir den Franz studieren ließen? Dann kann er Pfarrer, Doktor, Advokat oder so etwas werden und braucht sich nicht so zu plagen, wie ich es tun muß.“ Die Mutter war damit zwar einverstanden, aber sie erinnerte doch an die großen Kosten und die lange Zeit, die ein solches Studium erfordern würde; indes beseitigte der Mann ihre Bedenken mit dem Hinweis, daß in der Kommode noch ein Häufchen harter Taler läge, daß sie alle sich für den Jungen plagen wollten, und daß der Verdienst sich auch wesentlich besser gestalte, wenn die Mädchen die Nähstube besuchten, in ein Fußgeschäft oder in einen Laden gingen. Franz kam denn auch richtig auf Gymnasium, und als er „mensa“ befehligen konnte, ließ er nicht anders mehr, als der „Student“. Der Vater arbeitete wieder auf seinem Schneiderische voran, die Mutter sparte, wo sie nur konnte, die beiden ältesten Mädchen, welche als Näherinnen die Lehre bestanden hatten, gründeten zu Hause eine Nähstube, die ziemlich Geld einbrachte, und die beiden jüngeren Mädchen, die in einem Modengeschäft Hüte, Blumen und Kravatten anfertigten, brachten auch wöchentlich einige Gulden nach Hause. Alle plagten sich für den Studenten von früh bis spät, und alle sahen ihn schon im Geiste als einen tüchtigen Mann, der eine Stellung in der Welt einnehmen und sich dankbar für die Opfer erweisen werde, die jetzt für ihn gebracht wurden. Die guten Schwestern flehten ihm heimlich auch schon etwas Kleingeld zu, damit er neben den anderen Schülern bestehen könne und sich nicht zu schämen brauche, und der Vater hatte ihm ein prächtiges Samtsäckchen angefertigt, in welchem Franz, wie die Mutter sagte, wie ein „junger Baron“ ausah. Die Kosten wurden im Laufe der Zeit zwar größer, als der Vater gedacht hatte, denn Schulgeld, Bücher, Kleider kosteten viel Geld, und man mußte sich sehr einschränken, um das leisten zu können; als aber Franz zur Universität ging und nun wirklich Student geworden war, da haben die Kosten erst recht an. Die braven Schwestern sahen bis tief in die Nacht hinein zu der Nähmaschine; sie hatten vor lauter Arbeit krumme Finger und eine bedenklich bleiche Gesichtsfarbe bekommen; der krumme Rücken des Vaters wurde höher und trotz der verhältnismäßig guten Einnahme der Familie darbt sie, um die schweren Rechnungen des Sohnes bezahlen zu können.

Dieser lebte in der Universitätsstadt lustig drauf los und kümmerte sich wenig um die Sorgen, die er seinen Eltern und Schwestern machte. Den ihm stillen genährten Wunsch der frommen Mutter, ihr Franz werde vielleicht Theologie studieren, hatte er längst zurückgewiesen, und die Eltern wußten eigentlich nicht recht, welchem Fache ihr gelehrt Sohn sich widmen wolle, denn das Fremdwort, das sie einmal von Franz gehört, konnten sie nicht nachsprechen. Dieser nahm die Opfer und Entbehrungen, die für ihn gebracht wurden, als etwas Selbstverständliches hin, denn er war ja von früh auf daran gewöhnt worden und wußte nicht anders, als daß Eltern und Schwestern nur seinetwegen da seien. Die älteste Schwester hatte einem braven Handwerker die Hand reichen können; aber sie schlug den Antrag aus, weil der Bruder Franz noch nicht versorgt war. Dieser verkehrte meist mit Söhnen aus reichen Familien, die den Wert des Geldes nie kennen gelernt hatten; er saß jeden Abend oft bis tief in die Nacht hinein in der Kneipe oder im Wirtshaus, denn er wollte hinter den anderen nicht zurückstehen, und wenn er um Geld bettelte, war dies auch regelmäßig geschickt worden. Die Frage eines Studiengenosse, ob sein Vater „Nähstube“ sei, hatte er entrüstet zurückgewiesen, und beinahe wäre es dieserhalb zu einem Duell gekommen; denn Franz schämte sich seiner einfachen Eltern, die nur gut genug waren, seine Schulden zu bezahlen. Warum hatten sie ihn auch zum „Herrn“ gemacht? Als er in den ersten Ferien nach

Hause kam, trat er wie ein Fürst auf, der nur Ausbungen zu empfangen und zu befehlen hat; meist hielt er sich in den Wirtshäusern auf und dann schlief er bis in den hellen Tag hinein. Der Vater schüttelte unwillig und bedenklich den Kopf; die Mutter, der das Wesen des Sohnes durchaus nicht mehr gefiel, weinte und betete, und die Schwestern, denen doch allmählich die Augen aufgegangen waren, erklärten bestimmt, nicht mehr für den hochmütigen Herrn Bruder arbeiten und ihre letzten Sparpfennige hergeben zu wollen.

Das liebe Fränzchen, das nur zu fordern gewöhnt war, konnte dies nicht begreifen und schlug einen hochmütigen Ton an; da aber erklärte ihm der Vater, daß dies nicht so weiter gehen könne, denn seine Mittel seien erschöpft, die Mädchen arbeiteten sich die Schwindsucht auf den Leib und die Familie lebe nur noch von Kaffee und Kartoffeln. „Warum habt Ihr mich mit Gewalt zum Herrn gemacht?“ fragte Franz höhnisch.

„Ist das der Dank für alles, was wir seit zehn Jahren für dich getan haben?“ Der Student lachte.

„Morgen ist Sonntag“, sagte die älteste Schwester, „wirst du mit mir ausgehen?“

„Mit einer Schneidermannsfe!“ gab er verwindert zur Antwort.

Daß entsetzt erwiderte die Schwester: „Schämst du dich meiner?“

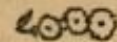
„Ja!“ lautete die rücksichtslose Antwort.

„Also ich war nur gut genug“ — das Mädchen schluchzte und wandte sich ab.

Die Sache steht schief, dachte Franz, bei sich, hier läßt sich wirklich nichts mehr schöpfen, und wenn man erst wüßte, wieviel Wechsel noch im Umlauf sind! ...

Eines schönen Tages war Franz, ohne Absicht zu sagen, verschwunden; es hieß, er sei nach Brasilien gegangen, aber man hat nie mehr etwas von ihm gehört.

Diese Geschichte ist traurig, aber wahr und — lehrreich.



Die zwei Gläser

In einem Einsiedler in der Wüste, der dem lieben Gott hinstellst schon lange Jahre treu in Demut und Selbstverleugung diente, und bei allen, die ihn kannten, im Rufe der Heiligkeit stand, kam eines Tages ein junger Mönch, um seine Not zu klagen. „Vater“, sagte er, „ich höre die vielen schönen Lehren, die uns vorgetragen werden, gerne an und habe die größte Freude daran. Allein, mein Gedächtnis ist schwach und so bleibt fast nichts von dem, was ich höre, in demselben haften. Was soll ich nun tun, Vater? Wäre es nicht besser, ich bliebe, den Unterweisungen, von denen ich mir doch nichts für die Dauer merken kann, fern, um diese Zeit zum Beten und Betrachten zu benutzen?“

Der alte Einsiedler wies auf zwei Trinkgläser, die auf einem Brette an der Wand standen, und sagte: „Mein Bruder, nimm eines dieser Trinkgläser und komm mit mir zum Brunnen.“ Der junge Mönch tat es. Am Brunnen angelangt, ließ der Einsiedler den jungen Mönch das Glas mehrmals mit Wasser füllen und dieses wieder ausgießen.

In die Zelle zurückgekehrt, befahl er seinem Schüler, beide Gläser gegen das Licht zu halten. Dann fragte er: „Sag, Bruder, welches von den Gläsern ist heller und reiner?“

„Er“, sagte der junge Mönch, „das Glas, welches ich mit zum Brunnen hatte, ist viel heller; das muß ja sein.“

„Und ist noch Wasser darin?“

„Nein, kein Tropfen.“

„Siehst du, das Glas hat nichts behalten und doch ist es rein geworden, es ist reiner und heller als jenes, welches du nicht mit zum Brunnen nahmst. Wie mit dem Glase, das durch das Wasser gereinigt wird, so ist es mit der Menschenseele, die öfter Gottes Wort hört. Kannst du davon auch nur wenige Worte behalten, so wird doch dein Gemüt rein, dein Verstand klar und die Kraft deines Willens erneuert. Und das ist ein großer Gewinn.“

Robinetta

14)

Roman von Rati Douglas Wiggins.

Nachdruck verboten.

Ich meine wirkliches Leben; vergessen, was hinter einem liegt und vorwärts, immer vorwärts schreiten, einem Ziele entgegen, es möge sein, was es wolle."

"Was gedenken Sie zu tun, wenn ich fragen darf?" sagte Lavendar gelassen.

"Ich werde mir reichliche Arbeit zu schaffen wissen!" entgegnete Robinetta lebhaft. "Wie ich Ihnen schon sagte, steckt in mir so viel Tatkraft, daß ich sie kaum verwenden kann."

"Wie wäre es, wenn Sie einem Freunde ein wenig davon schenken?"

Lavendar's Stimme klang bedeutungsvoll, aber Robinetta wollte ihm nicht verstehen. Zwar war sie seinem Zauber ebenso schnell erlegen, wie er dem ihrigen, aber sie hatte ihr Herz noch in der Gewalt und beabsichtigte nicht, es zu verschenken, ehe sie es restlos hinzugeben vermöchte. Und sie konnte sich selbst und wußte, daß ihr nur ein tatkräftiger Lebensgefährte genügen würde, und keiner, der sich treiben lassen würde. Andererseits glaubte sie zu erkennen, daß Lavendar's Unschlüssigkeit Ziellosigkeit mehr den Verhältnissen, als angeborenen Eigenschaften entsprang, und sie mutmaßte, daß gewisse, ihr unbekannte Ursachen seinen grüblerischen Selbstbetrachtungen und zeitweiligen trüben Stimmungen zugrunde lagen.

"Ich bin nicht reich", sagte sie nach kurzem Schweigen, absichtlich das Gespräch in andere Bahnen lenkend und dadurch ihren Begleiter in einen vorübergehenden Zustand stillen Vergnügens versetzend. "Ich habe kein großes Vermögen", wiederholte sie, da Lavendar nicht antwortete, "nur fünftausend Dollars jährlich, was selbstverständlich vom amerikanischen Gesichtspunkt aus und in Anbetracht dessen, was das Leben drüben kostet, eine winzige Einnahme ist. Deshalb kann ich also keine Volksbibliotheken, keine Schwimmbäder oder Spielplätze anlegen, oder sonstige herrliche große Dinge vollbringen, sondern nur kleine, desto nettere, die von Stadträten und Millionären übersehen worden sind. Wenn man die Augen aufmacht, findet man überall Menschen, die Mangel leiden; man braucht kein nutzloses Leben zu führen, nur weil man keine fest vorgeschriebenen Pflichten hat. Aber" — sie hielt inne — "ich spreche beständig von meinen eigenen Plänen und Bestrebungen und sing doch damit an, mich nach den Ihrigen zu erkundigen!"

"Mein Schweig' e' Annu wür' e' Jh' er seg n, daß ich gar keine habe", erwiderte Mark lächelnd, "außer dem Wunsche, mir unbegrenzt viele Bücher kaufen zu können und nicht zuviel arbeiten zu müssen. Aber ich glaube, das stimmt nicht ganz. Auch ich habe meinen Ehrgeiz, wenn er auch untergeordneter und nicht so idealer Art ist, wie der Ihrige."

"Erzählen Sie mir, worin er besteht."

Er schüttelte den Kopf. "Das könnte ich nicht; er eignet sich nicht dazu, gezeigt zu werden. Er gleicht einem unglücklichen armen Verwandten, der es lieber sieht, wenn man ihn nicht beachtet. In einigen Wochen werde ich ihn aber aus seiner Zurückgezogenheit hervorholen, ihn ein wenig aufpäusen, ihm etwas Poesie einimpfen und ihn dann Ihrem kritischen Urteil vorführen."

Obne daß eines von ihnen es bemerkt hatte, lag das Boot jetzt fast still, und als Mrs. Loring sich auf ihrem Sitz beugte, wachte es ein wenig nach einer Seite. Mark wollte Robinetta im Gleichgewicht halten und griff schnell nach ihrer Hand, die auf dem Rand des Bootes ruhte, und sie entzog sie ihm nicht. Dann fast unbewußt, nahm er auch ihre andere Hand in die seine, blickte ihr ins Gesicht und begegnete dort keinem Un-

... möchte Ihnen etwas sagen", stotterte er, "etwas, das mir nicht sehr zur Ehre rechnet, aber vielleicht werden Sie es verzeihen. Und selbst, wenn Sie es nicht verzeihen, werden Sie es vielleicht verzeihen."

Sie zog sanft ihre Hände aus den seinen. "Ich werde versuchen, Sie zu verstehen, davon können Sie überzeugt sein."

"Es handelt sich nicht um sehr schreckliche Geständnisse, aber da Sie zweifellos früher oder später eine falsche Darstellung der Sache hören werden, ist es besser, daß Sie den Vorgang unmittelbar von einem der Beteiligten erfahren." "Blötzlich hielt er inne und rief: "Wir sitzen fest! Wahrhaftig! Blicken Sie um sich..."

Robinetta wandte sich um und sah, daß das Boot kaum noch von Wasser umgeben war. Auf allen Seiten erschienen glitzernde Schlammstreifen, die den aus der Tiefe auftauchenden Klauen eines großen Walfisches glichen. Gerade vor dem Boote ragte ein kleiner Felsblock auf, den noch ein schmaler Streifen Wasser umspülte. "Wollen wir nicht schnell dahin rudern?" rief sie, "dann können wir vielleicht das Boot nach der anderen Seite ziehen, wo es mehr Wasser gibt. Wie ist das gekommen?"

"O, es ist gar nichts Ungewöhnliches", entgegnete Lavendar mit grimmigem Lächeln. "Ich bin ein Esel! Die Ebbe ist eingetreten, was bekanntlich schon öfters geschehen ist. In Ihrer Gesellschaft gibt, fürchte ich, jeder Mann nur wenig acht auf Ebbe oder Flut."

Mit ein paar kräftigen Ruderschlägen brachte er das Boot bis an den Felsblock. Robinetta und Lavendar kletterten hinauf, und dann versuchte er, das Fahrzeug an der winzigen Insel vorüberzuschleppen. Aber je mehr er zog, desto schneller schien das Wasser abzusinken und desto tiefer blieb das elende Ding im Schlamm stecken. Er sprang wieder ins Boot und bemühte sich, es mit dem Ruder abzustößen; währenddessen fiel Robinetta infolge ihrer Anstrengungen, das Boot um den Felsblock herumzuziehen, fast ins Wasser, machte einen verzweifeltsten Versuch, sich durch einen Sprung zu retten, und versank bis über die Knöchel im Schlamm. Lavendar griff nach ihr und half ihr, wieder ins Boot zu klettern.

"Es schadet nicht, mir mein Rock ist naß und ein Schuh verloren", leuchtete sie. "Aber was sollen wir tun?"

Trübselig streckte sie die Hände von sich und blickte hinab auf ihren beschmutzten Rock und ihre schlammbedeckten kleinen Füße, deren einer unbeküht war. "Welch ein äbster Anblick werde ich für Tante Trachs Augen sein, wenn sie mich überhaupt jemals wieder zu sehen bekommt! Im übrigen scheint es, daß wir hier Stunden verbringen werden! Das Boot sitzt behaglich im Schlamm, gerade wie eine müde dicke, alte Frau im Lehnstuhl. Und Sie, Mr. Lavendar, was beabsichtigen Sie zu tun? — wie Tellerbrand zu jener Dame sagte, die ihm erklärte, das könne sie nicht ertragen?"

Lavendar blickte umher. Das tiefere Flußbett lag fünfzig Meter entfernt und war vom Boot durch eine Schlammfläche getrennt.

"Es ist ganz hoffnungslos", meinte er. "Das beste, was wir tun können, ist, uns mit philosophischen Problemen zu beschäftigen."

"Die wir jeden Augenblick mit Freunden gegen einen Fußbreit Wasser austauschen würden!" rief Robinetta.

"Es bleibt uns nichts anderes übrig, als hier zu sitzen und auf die Flut zu warten. Soll das im Boot oder auf dem Felsblock geschehen?"

"Der Unterschied ist nicht groß, nicht wahr? Er besteht höchstens darin, daß vorüberkommende Schiffe, wenn welche kommen, es für freie Wahl halten könnten, daß wir stundenlang auf einem feuchten Stein sitzen; während niemand glauben könnte, daß wir zu unserem Vergnügen mitten im Schlamm im Boot sitzen."

Sie erklimmen den Felsen zum zweitenmal. "Für mich ist dies keine Strafe", erklärte Lavendar, nachdem sie Platz genommen hatten, "da der Stein groß genug für zwei ist, und Sie die eine sind!"

"Wäre das nicht ein vortrefflicher Ort, an dem Sie sich Ihrer Bekanntschaft vollends entledigen könnten?" fragte Robinetta, während

sie ihren unbeschuhten Fuß unter ihrem Rock verbarg und sich so behaglich wie möglich einrichtete. "Ich will mich sogar erlauben, Ihr Vertrauen zu erwidern und Ihnen meine eigenen Schwächen mitzuteilen — falls ich sie finde, denn bisher erstrecken sich hinter mir nur Meilen über Meilen der Tugend... Uff! Wie der Schlick riecht!"

Einen ernsteren Ton anschlagend, entgegnete Lavendar: "Dies ist aber kein Scherz, Mrs. Loring. Bevor Sie mich wirklich zu Ihren Freunden rechnen, möchte ich Ihnen sagen, daß ich — in öfteren Worten — in meiner Sippe für herzlos und wortbrüchig gelte!"

"Das sind sehr häßliche Worte, Mr. Lavendar, und ich will so etwas nicht von Ihnen glauben, ehe ich Ihre eigene Auffassung der Sache kenne."

"Ich kann nichts zu meiner Entschuldigung anführen, außer daß ich vielleicht töricht genug war, mich mit einem Mädchen zu verloben, das ich nicht wirklich liebte, aber doch nicht töricht genug, uns beide fürs ganze Leben unglücklich zu machen, als ich meinen Irrtum, freilich allzuspät, erkannte."

Vor seinem inneren Auge tauchte dieses Erlebnis auf gleich einem Schatten, der sich zwischen ihm und die einzige Frau, die er jemals wahrhaft lieben würde, zu drängen drohte.

Robinetta blühte starr ins Weite und damit verstohlen zu Lavendar hinüber. Wie ist es möglich, den Mann wortbrüchig zu nennen, dachte sie. Seine Augen, sein Mund, seine Stimme: alles drückt Ehrlichkeit aus! Ach, könnte man das Mädchen, mit dem er verlobt war, nur einmal sehen, die Sache wäre dann viel leichter zu verstehen... Nein, doch nicht ganz, denn die leichtsinnige Verlobung fordert ebenförmig eine Erklärung, wie die Entlassung. Wenn er sich nicht nur mit ihr eingelassen hat, um ihr einen Gefallen zu tun, die Männer sind in diesen Dingen zuweilen Idioten — muß er sich eingebildet haben, sie zu lieben. Vielleicht leidet er öfters an solchen Einbildungen... Unfinn, ich glaube an ihn!

Laut sagte sie in teilnehmendem Ton: "Ich fürchte, in der Jugend, wenn das Herz das Wandern liebt, neigt man zu solchen kleinen, die Erfahrung bereichernden Reisen. Leichten Herzens beginnt man die Fahrt, die irgendwohin führt, und die einjame Rückreise ist dann beschwerlich und bedrückend."

Meine Rückreise war anfänglich recht beschwerlich, da die Betreffende noch unfreundlich gegen mich war, als sogar ich es verdiente. Aber seitdem haben beschwichtigende Ratsschläge gewaltet, und ich werde bald imstande sein, den vorwurfsvollen Blicken besorgter Matronen und verbitterter alter Jungfern leichteren Herzens zu begegnen, als es mir im letzten Jahre möglich war. Sie müssen nämlich wissen, daß die beiderseitigen Familien befreundet waren, und daß jede eine verwandtschaftliche, innig teilnehmende Verwandtschaft besaß."

"Wenn die gute Meinung einer verhältnismäßig Fremden Ihnen helfen kann" — Robinetta stand jetzt auf dem Felsblock und reinigte ihren nur mit dem Strumpf bekleideten Fuß von dem Schlick — "ich glaube an Sie! Mir kommen Sie kein bißchen wortbrüchig vor. Ich würde Ihnen ohne weiteres erlauben, morgen meine Schwester zu heiraten."

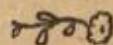
"Ich wußte gar nicht, daß Sie eine Schwester haben!" rief Lavendar.

"Ich habe auch gar keine, es war nur bildlich gemeint; nur eine Redensart, die mein Vertrauen beweisen sollte."

"Und ist es nicht undankbar, wenn ich mich verpflichtet fühle zu erklären, daß ich Ihre Schwester nicht heiraten kann, obgleich Sie es mir erlauben?"

"Nicht nur undankbar, sondern auch unvernünftig", entgegnete Robinetta led.

(Fortsetzung folgt.)



Wer entbehrt, um mitzuteilen, der genießt doppelt. Wähnen.